

ARCHITEKTUR IN DEUTSCHLAND

Freier leben

Die Glücksvorstellungen der Deutschen haben sich gewandelt. Nirgends zeigt sich das deutlicher als im Wohnungsbau.

VON Hanno Rauterberg | 03. März 2011 - 07:00 Uhr

© Kay Nietfeld/dpa



Hamburger Hafencity: Auf dem rund 157 Hektar großen Gelände entstehen circa 5500 Wohnungen für 12.000 Menschen

In ihren Neubaugebieten, wer hätte es gedacht, sind die Deutschen längst Europäer. Der eine baut sich ein oxsenblutrotes Schwedenhaus mit Bullerbü-Veranda. Der Nächste stellt ein paar schlecht kopierte Toskana-Säulen vor seine Haustür. Ein Dritter träumt vom Leben unter Spaniens Sonne und hat sich ein Häuschen im Finca-Stil errichten lassen, auch wenn das nun recht verloren herumsteht, am Steinhuder Meer, in Herne-West oder sonst wo in der Republik.

Vieles hat sich in der deutschen Bauwelt gewandelt, schleichend zwar, aber mit erstaunlichen Nach- und Nebenwirkungen. Nur auf den ersten Blick sind die Wohnwünsche der meisten Menschen noch immer dieselben. Sie wollen die drei Gs: Die Wohnung soll groß sein, günstig im Preis und grün gelegen. Ein viertes G kommt für viele hinzu: Sie möchten gut gesichert leben. Neu ist hingegen das fünfte G: der Wunsch nach anderen Grundrissen, nach einem Leben, das offener ist und freier.

Die Deutschen geben heute doppelt so viel von ihrem Einkommen für das Wohnen aus wie vor 50 Jahren. Dennoch würden 80 Prozent gerne anders wohnen, als sie es tun, das hat der Soziologe Armin Hentschel bei einer Umfrage in 1600 Haushalten herausgefunden. Vielen missfällt der alte Standard, überall treffen sie auf dieselben Grundrisse für die immergleiche Vierkopf-Idealfamilie. Die große Mehrzahl der rund 40 Millionen Wohnungen und Eigenheime in Deutschland folgt diesem Einheitsmuster, denn

die Wohnungsgesellschaften und auch die staatlichen Förderprogramme bauten in den vergangenen Jahrzehnten vor allem auf das Glück der Kleinfamilie.

Doch wo bitte gibt es dieses Glück noch? In den Großstädten lebt nur in jedem zehnten Haushalt noch ein Kind. In 50 Prozent aller Wohnungen sind Singles zu Hause, die restlichen 40 Prozent teilen sich Paare und Wohngemeinschaften. Das Angebot will also nicht mehr zur Nachfrage passen: Die veränderten Lebensgrundrisse verlangen nach neuen Wohngrundrissen.

Vieles ist heute anders als noch vor 30 Jahren: Die klassische Hausfrau scheint ebenso vom Aussterben bedroht wie das herkömmliche Nine-to-five-Arbeitsverhältnis. Immer mehr Menschen mögen sich nicht mehr fest binden, an einen Partner so wenig wie an einen Verein, eine Partei oder ein Haus. Die Lebensstile sind vielfältiger geworden, die Biografien wechsellvoller – und so wächst auch die Bereitschaft vieler Menschen, sich auf ein Wohnen im Ungewohnten einzulassen.

Vor allem die Gutgebildeten und die Gutverdienenden schauen sich um nach Alternativen. Nicht das klassische Einfamilienhaus oder eine gediegene Altbauwohnung muss es sein. Viel lieber gründen sie Baugemeinschaften, um mit Gleichgesinnten ein Etagenhaus zu errichten. Ziehen in autofreie Siedlungen, um ihr Leben klimafreundlich zu gestalten. Oder wagen nach der Pensionierung einen neuen Anfang und ziehen aus der Vorstadt zurück in die City.

Das vorherrschende Ideal des 20. Jahrhunderts war ein anderes. Es ging nicht um Vielfalt, sondern um Ordnung. Damals wurde die dicht verwobene Stadt fein säuberlich nach Funktionen sortiert, sie zerfiel in Zonen für Industrie und Gewerbe, für Handel und Einkauf, für Wohnen und Freizeit. Ähnliches geschah mit vielen Wohnhäusern: Jedes Zimmer wurde einer klar definierten Aufgabe gewidmet, eine Küche war eine Küche und kein Esszimmer, ein Schlafzimmer ein Schlafzimmer und kein Arbeitszimmer, und selbst die Partys bekamen ihre Spezialzone zugewiesen, den Partykeller.

Alles war vorherbestimmt: Die Steckdosen für die Nachttischlämpchen markierten die feste Position für das Ehebett, und im Wohnzimmer waren auch die Schrankwand und die Couchecke auf den Architektenplänen bereits eingezeichnet. Ein wohlgeordnetes, doch seltsam zerstücktes Leben war solchen Wohngrundrissen eingeschrieben. Alles sollte richtig sein, das Wohnen war gesichert von über 1000 DIN-Vorschriften – und erwies sich am Ende als beengend.

Die Küche zum Beispiel, die als das einsame Reich der Hausfrau konzipiert war, lag streng getrennt von den Sphären des Eigentlichen. Das Kochen galt eben nur als Mittel zum Zweck. Heute ist das oftmals anders: Wer sich eine entsprechende Wohnung leisten kann, macht das Kochen selbst zum Zweck, und so wird die Küche wieder als Raum und nicht nur als nackte, rein technisch definierte Funktionseinheit verstanden. Immer beliebter wird es, das erzählen die Makler landauf, landab, das Wohnen und Kochen zu vereinen. Und

so gilt vielen Menschen mittlerweile der große, oft rustikale Esstisch als das eigentliche Zentrum ihrer Wohnung. Der Tisch ist, was zuvor die Couchecke war.

Nach und nach verschwinden die alten Insignien des trauten Heims: Nur wenige kommen noch auf die Idee, sich mit schweren Polstermöbeln oder monströsen Schrankwänden einzurichten. Die Menschen treten heraus aus den Wohnhöhlen der Nachkriegszeit, ihr neues Ideal ist die weite Wohnlandschaft, mit Sitzsackhügeln, Teppichinseln und Sofaterrassen. Auf den großen Möbelmessen ist das längst der etablierte Standard: Nichts soll mehr unverrückbar sein, nichts für die Ewigkeit. Die Menschen, in der einen Hand das Handy, in der anderen den Coffee-to-go-Becher, sind flexibler, mobiler geworden – und so sehen nun auch oft ihre Wohnungen aus. Selbst der Kamin, um den sich die Familie versammeln soll, ist beweglich geworden. Was einst fest gemauert war, wird nun zum Designerstück aus Glas und Stahl, mit Bioethanol betrieben und beliebig in der Wohnung zu platzieren – die Baumärkte melden hohe Absatzzahlen.

Damit erfüllt sich, wovon Architekten wie Le Corbusier, Frank Lloyd Wright oder Ludwig Mies van der Rohe immer träumten: Aus dem Wohnen als Kammerspiel wird ein Leben auf geöffneter Bühne. Was lange als elitär empfunden wurde, als Luxusstil der Wohlhabenden und Experimentierlustigen, die sich eine Villa ohne die üblichen Raum- und Denkbarrieren leisten konnten, das gilt nun als weithin favorisiertes Wohnideal. Sogar die Idee des Lofts, der unbeschränkten Einraumwohnung, die zunächst nur etwas für Künstler und andere Kreative zu sein schien, die das große Durch- und Ineinander als ihr ureigenes Habitat verstehen, findet nun breiten Anklang. Auch traditionell konservative Wohnungsbaugesellschaften wie die Gewoba in Bremen wagen sich neuerdings an die bislang fremden Modelle.

Allerdings bleibt das Ideal des offenen Wohnens, das sei nicht verschwiegen, für viele unbezahlbar. Nicht wenige Menschen sind froh, wenn sie überhaupt eine erschwingliche Wohnung finden, gerade in Großstädten wie München oder Hamburg mit ihren irrwitzigen Mieten. Dennoch ist die prägende Kraft der neuen Wunschbilder kaum zu unterschätzen. Immer wichtiger wird in vielen Milieus die "Erlebnisqualität" des Wohnens, wie die Kultursoziologen das nennen. Und so wird die neue Grenzenlosigkeit, das berichten viele Architekten, nun selbst im Reihenhausformat erprobt.

Nicht nur in den viel gelesenen Wohnzeitschriften, auch draußen in der Wirklichkeit werden die Häuser durchlässiger. Oft verschmelzen die Räume und verlieren ihre eindeutige Bestimmung, sie werden hybrid. Alles soll nun überall möglich sein, aus dem klassischen Wohnzimmer werden Spiel- und Tobe-, Ess- und Kuschel-, Arbeits-, Feier-, Bügel- und Lesezimmer. Gelegentlich vereinen sich sogar Bade- und Schlafzimmer, gleich neben dem Bett liegt dann die Wanne – eine Mode, die vor allem von Designhotels geprägt wurde. Die Nasszellen von einst verwandeln sich in Wohlfühl- und Entspannungsräume, ähnlich wie das Kochen wird auch die Körperpflege zum Selbstzweck. Und zur Freude der Sanitärindustrie sind viele Deutsche bereit, viel Geld in diese Körperpflege zu investieren.

Manche Badezimmer sind mittlerweile ausgestattet mit Sesseln, Pflanzen, Tischen, wie ehemals die Wohnzimmer – denn als solche werden sie nun begriffen.

Doch nicht nur die Innenbeziehungen der Häuser lockern sich, auch zum Außenraum wünschen sich viele Deutsche mehr Verbindung. Die Fenster sind größer als früher, am liebsten bodentief, man möchte möglichst viel Licht und demonstriert Offenheit. Die meisten Menschen, das zeigen die Umfragen der Wohnforscher, legen größten Wert auf Terrassen, Balkone, Dachgärten oder kleine Innenhöfe. Für sie ist das Draußen fast so wichtig wie das Drinnen, sie wollen sich nicht verschanzen, sondern suchen Sonne und Luft. Daher ist auch das Gefühl, die eigene Privatheit mit allen Mitteln schützen zu müssen, gerade unter den Jüngeren weit weniger ausgeprägt als ehemals. Wer des Abends durch ein Neubaugebiet mit Reihen- oder Einfamilienhäusern geht, der könnte glatt meinen, die Deutschen gehorchten nun niederländischen Sitten: Alle dürfen gucken!

Nach und nach scheinen sich so die Hoffnungen der Moderne auf Transparenz und Offenheit zu erfüllen, ja sie werden sogar übertroffen. Die Avantgardisten des 20. Jahrhunderts hielten ja bei aller Innovationsfreude meist daran fest, dass ein Wohnhaus etwas anderes sein müsse als ein Bürohaus. Das Eigenheim war dezidiert als Gegenpol zur Arbeitsstätte gedacht: hier die Erholung, dort die Verausgabung, hier der Rückzug, dort die Karriere. Nun, im digitalen Zeitalter, bleibt von dieser bipolaren Aufteilung nicht mehr viel übrig.

Seitdem es Smartphones gibt, das Internet für die Hosentasche, fährt für eine wachsende Zahl von Menschen, vor allem für die Mitglieder der sogenannten kreativen Klasse, ihre Arbeit mit nach Hause. Auch in dieser Hinsicht sind die Grenzen fließend geworden. Nicht nur im eigenen Daheim weichen die klaren Grundrisse des Lebens auf, ebenso wird die allgemeine Vorstellung von privat und öffentlich, von Erholung und Arbeit zwitterig.

Das Wohnen, so könnte man meinen, entwickelt sich zurück in die Vormoderne. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war es für die allermeisten Menschen selbstverständlich, dass in ein- und demselben Raum gekocht, gegessen, gearbeitet, geschlafen, geliebt, geraucht, getrunken, gebetet, gestorben wurde. Die strikte Trennung der Sphären, die Abscheidung der Werktaetigkeit vom eigenen Haus, setzte sich erst mit der Industrialisierung durch, also vor kaum mehr als 150 Jahren. Bis zu diesem Zeitpunkt bedeutete Wohnen nichts anderes als Leben.

Es war ein Leben im "Ganzen Haus", wie die Wohnhistoriker das nennen. Sie meinen damit keineswegs nur die Bauernhäuser oder die Katen der armen Leute. Auch Adel und Großbürgertum kannten lange keine Dielen und Flure, jedes Zimmer war auch Durchgangszimmer. Entsprechend waren die Scham- und Peinlichkeitsgrenzen ähnlich niedrig wie jene, die sich heute in manchen Teilen des Internets beobachten lassen und die auch die Realräume mehr und mehr prägen.

Ansonsten hat das Leben im Ganzen Haus, das sich heute viele wieder wünschen, nur wenig mit der Wirklichkeit des 18. Jahrhundert zu tun. Damals war es ein Leben in Enge, Krankheit und Gestank. Selbst vor 100 Jahren noch hausten manche Menschen auf 10 bis 30 Quadratmetern, nicht allein, sondern mit fünf und mehr Mitbewohnern. 1907 schliefen in Berlin 63 Prozent aller Kinder zu zweit in einem Bett, eigene Kinderzimmer gab es nicht.

Heute lebt jeder Deutsche auf durchschnittlich 43 Quadratmetern, Kinder inklusive, Tendenz steigend. Und so kündigt die neue Freude der Deutschen am befreiten und flexiblen Wohnen nicht zuletzt auch vom stark gestiegenen Wohlstand, in dem die meisten leben. Die Offenheit ist für manche sogar zu einer Art Statussymbol geworden. Es gilt als wahrer Luxus, über weite, leere Räume zu verfügen – und diese Leere mit so gut wie nichts zu füllen.

Dafür nahmen viele Menschen selbst diverse Nachteile in Kauf. Ein Leben ohne Türen bedeutet ja auch, sich nicht vor rumorenden Spülmaschinen, hustenden Mitbewohnern oder schweren Kohlgerüchen abschotten zu können. Man ist auch nicht länger aufgehoben in einer klar verfügbaren Ordnung, kein Verlass ist mehr auf die Konvention. Nicht zuletzt deshalb bleiben viele lieber bei Stuck und Parkett in der Altbauwohnung oder fügen sich in den vertrauten Kleinfamiliengrundriss. Denn auch die neue Zwanglosigkeit produziert ihre Zwänge. So wie jede Freiheit hat auch die Freiheit des Wohnens einige anstrengende Seiten und verlangt vom Individuum ein nicht geringes Maß an Gestaltungswillen und Selbstdisziplin. Am Ende kann es einem ergehen wie auf einem jener modernen Designersofas, auf denen man weder richtig sitzen noch vernünftig liegen kann. Alles löst sich auf in ein unbehagliches Dazwischen.

Doch ist ein solches Dazwischen im Zweifel lebendiger als die verkastelte Existenz, die bis heute vielen Häusern eingeschrieben ist. Das neue Wohnen erlaubt, wenn es gut geht, eine gestärkte Mündigkeit, weil es dem Menschen das Wo und Wie nicht verbindlich vorschreibt. Erst hier lässt sich recht verstehen, warum das Wohnen vor allem eine Empfindung ist und keine Funktionserfüllung. Erst hier, in offenen, befreiten Räumen, kommt das Ich sich näher. Das jedenfalls scheint der Traum vieler Menschen zu sein: Den Vorschriftendeutschen lassen sie hinter sich, sie wollen Gefühlsdeutsche sein. Sie setzen ihren Fuß auf weiten Raum – und hoffen innig, dass die Mieten nicht noch weiter steigen.

Diesen Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich unter www.zeit.de/audio

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/10/Wohnen-Essay>